der Sturm, der über die Wogen fährt, derb wie das harte Fischerhandwerk die Leute zu machen pflegt, und schroff, wie die Klippen, die am Ufer starren. Wenns Streit gab, einer, der nicht leicht zum Nachgeben bereit war. Aber dabei hatte er auch wieder ein gutes Herz. Wo eine Gefahr einem Schiffe drohte, war er der Wagemutigste, der Kühnste und Hilfbereitste, der bereitwillig zur Rettung Anderer das seinige Leben in die Schanze schlug, treu dem, der ihm treu war, und neben seiner Festigkeit von einer kindlichen Weichheit des Gemütes, wo Jemand seinen Weg kreuzte, der ihm Liebe erwies.

Und weil gerade Christine entgegen den Uebrigen, die ihn weniger achteten, mit Vertrauen zu ihm emporgeblickt, hatte er sie so ganz ins Herz geschlossen.

Heute war es Sonnabend, die Abrechnung für die vergangene Woche sollte für die Arbeiter in dem kleinen Kontorstübchen des alten Jansen abgeschlossen werden, ehe Siedberg den Lohn auszahlen ließ. Die Leute kamen einer nach dem andern herein und erhielten ihren Lohnzettel. Jansen schien an diesem Abend guter Laune zu sein; das war er immer, wenn er dem Schiffbauer recht viele Versäumnisse nachweisen konnte, war das doch dem Reeder der beste Beweis, wie Jansen auf seinem Posten und auf den Nutzen seines Herrn, weil die Abzüge doch in seiner Tasche blieben, bedacht sei. Denn an den Abzügen hatte Jansen noch seine Prozente.

Unter den letzten Arbeitern kam ein junger Mann herein, stark gebaut mit kohlschwarzen Haaren, energischen und großen, sprechenden Augen. Er hielt mit beiden Händen seinen Strohhut umschlossen, wie einer, der um etwas bitten möchte und doch zu zaghaft ist, die Bitte vorzubringen.

„Ja, siehst du, kleiner Mads, in dieser Woche wirds etwas knapper für dich, als sonst vordem. Du hast einen halben Tag versäumt und zwei Tage bis zur Frühstückszeit, dann kannst du auch am Mittwoch erst zur Arbeit, als die Uhr schon acht geschlagen hatte.

Sieben, Vater Jansen, antwortete Mads und drückte tiefe Beulen in seinen Strohhut.

„Acht" sage ich, ich hab's genau hier in meinem Buche vermerkt.

„Sieben" wiederholte Mads bestimmt und drehte den Strohhut schneller in seinen Händen.

Du läufst hinter den Mädchen her und spazierst mit ihnen zwischen den Dünen, daher kommen deine Unregelmäßigkeiten, Mads.

Wer sagt das? fragte Mads und die Zornesader schwoll auf seiner Stirne.

„Willst dich noch wohl reinwaschen? Es ist umsonst. Ich weiß alles und habe scharfe Augen. Hier hast du deinen Löhnungszettel. Vier Taler sind abgezogen, damit ist die Sache in Ordnung. Was wolltest du übrigens gestern hier und warum liefest du wieder davon, ohne gesagt zu haben, was du wolltest. Komme heraus damit, ich bin heute gut gelaunt und kann es vertragen, deine Dummheiten zu hören. Setze dich nieder."

Mads wurde blutrot. Er räusperte sich, als wenn er etwas im Halse hätte und drückte den Hut immer fester, als wollte er aus den Beulen desselben die Antwort herauspressen. Endlich sagte er mit schwacher Stimme: „Ich wollte gerne Christine haben."

„Dummkopf," antwortete Vater Jansen, „du kannst doch wohl begreifen, daß die nicht dein werden kann? Nun, weshalb tust du den Mund nicht auf? Kannst du das nicht kapieren?"

„Ja, wohl," sagte Mads niedergeschlagen, „es ist ja begreiflich."

„Nun, was willst du denn noch?"

„Ja, ihr habt recht, was kann ich da noch wollen?"

Mads ging mit langen Schritten auf die Türe zu. In der runden Oeffnung, vor welcher das blaue Meer zwischen den Strandhafen-Dünen hervorleuchtete, wandte er sich um und fragte: „Kann also nichts draus werden?"

„Wenn du ein gutes Schiff besäßest und nach Norwegen hinaufsegeln könntest, um volle Ladung einzunehmen, so wollten wir darüber reden. Du besitzest ja nicht mehr als die Möwe, die ihre Eier in ein Loch am offenen Strande legt. Das kann nichts werden."

Draußen zwischen den Dünen saß Christine und wartete auf Mads. Sie zupfte an einem Blumenstengel, den sie von zu Hause mitgebracht hatte. Wohin sie sah, war alles öde und still. Dünenhöhe erhob sich über Dünenhöhe. Sand und Strandhafer zu allen Seiten. Hier und da zeigte sich ein mageres Stück Ackerland aufgepflügt, durch hohe Deiche von ausgestochenen Grasstücken gegen den Westwind und Flugsand geschützt. Kein Laut unterbrach die Stille, außer dem klagenden Kibitzschrei, dem Blöken eines Schafes und dem dumpfen Gebrause draußen von den Sandbänken her.

Mads kam endlich auf Christine zu. Der Anblick seines sorgenvollen Gesichts erfüllte sie mit Bangen. Sie reichte ihm die Hand mit den Blumen.

„Wie ging es?" fragte sie. Er stand ein wenig still, schüttelte den Kopf und sagte endlich „nix".

Sie fragte noch einmal; seine ganze Beredsamkeit bestand darin, wieder den Kopf zu schütteln und sein „nix, nix" zu wiederholen mit größerem Nachdruck. Dann setzte er sich an ihrer Seite in den Sand nieder mit ihrer Hand in der seinigen. Es lag eines Kindes Unschuld in dem Blick, mit dem sie ihn ansah, über das dunkle Tuch hinweg, womit das Fans-Mädchen sein Gesicht verhüllt, um die Haut vor Wind und Sonne zu schützen.

Sie sprachen nicht viel, das tat auch nicht not. Ergebenheit und Entsagung war ihre Welt und an diesem Abend waren es nur bittere und ernste Gedanken, die sie beschäftigten. Die öden, sandigen Umgebungen, auf denen ihre Blicke ruhten, schienen ein Bild ihrer Zukunft zu geben. Eine unbeschreibliche Schwermut spiegelte sich in seinem männlichen, sonnenverbrannten Antlitz wieder. Christine und er hatten sich gekannt seit sie Kinder waren; er besaß nichts, außer einer alten, schwachen Mutter, die er versorgen mußte. Kein Licht, kein Ausweg zur Rettung.

Die Sonne ging nieder. Der Nebel kam übers Land, draußen vom Meer her. Die Abendglocke läutete. Christine faltete ihre Hände zum Gebet. Mads aber saß stumm da, den Hut auf dem Kopfe. Vertrauen wie auf Gott, Mads, er wird helfen. Nix, nix, gab er in frostigem Tone zurück. Christine weinte.

„Nun muß ich heim und Wassersuppe zum Abend kochen," sagte sie und erhob sich. Er drückte ihre Hand zwischen seinen beiden Händen und ging mit großen Schritten, ohne Lebewohl zu sagen, zwischen die Hügel hinein. Mads wanderte beständig weiter, bis er den äußersten Dünenrücken gegen das Meer hin erreichte. Hier blieb er stehen und sah vor sich hin; breitschultrig und unbeweglich, eine Bildsäule von Jugend und Kraft, mit dem Sandhügel als Sockel. Plötzlich erhob er beide Arme gegen den schweren, bleigrauen Himmel, der Wind bewegte sein dunkles Haar, er schüttelte seine geballten Fäuste gegen die Wolken und brach in einen stöhnenden Aufschrei aus, der dem Klageton eines verwundeten Tieres glich: „Nix, nix." — Dann warf er sich nieder, drückte den Kopf in den Strandhafer hinein und schluchzte wie ein Hilfloser.

Christine blieb stehen, wo Mads sie verlassen hatte, und sah ihm nach, bis er in der Dämmerung verschwand, dann begab sie sich nach Hause.

Ein älterer Herr hatte von einem naheliegenden Hügel aus die jungen Leute betrachtet. Die Insulaner nannten ihn „den Herrn". Er hatte einige Zeit auf Fand gewohnt, was dazumal noch selten von Fremden besucht wurde. Er genoß großes Ansehen in Nordby, die Leute standen still, wenn er vorüberging, grüßten und sagten zu einander: „Da ist er." Jeden Tag spazierte er auf Sindbergs Schiffswerft umher und sah sich den neuen Schoner an, welcher in kurzer Zeit fertig werden sollte, um vom Stapel zu laufen, und der für den Augenblick Mads seinen Verdienst bei der Schiffswerft verschaffte.

Die Arbeiter bemerkten, daß der Fremde oft stundenlang auf einem Bretterstapel sitzen und vor sich hinstarren konnte, während er nachdenklich aus einer kurzen Tonpfeife rauchte. Er schien niemand persönlich zu beachten, es sei denn den Star, der auf der Wetterfahne saß und um die Wette pfiff mit Madsens eintönigem Flöten. Soviel ist nun sicher, daß Mads oft rot vor Verlegenheit wurde, wenn er auffah und des alten Herrn ernstem forschendem Blick zu begegnen glaubte, der anscheinend die Hammerschläge zählte, die Mads auf den Rumpf des Schiffes schlug. Dann konnte es geschehen, daß der Fremde hinging und sich mit Mads unterhielt, das heißt, er fragte und bekam kurze, einsilbige Worte zur Antwort. Eines Tages war er sogar in Madsens Hütte gekommen. Hier traf er die alte Frau Knap, die in der Sonne saß und spann. Von ihr bekam er nach und nach des Sohnes traurige Geschichte mit seiner aussichtslosen Liebe zu hören; die alte Frau begann mit einem Seufzer und endete mit einem Segenswunsch für ihren treuen Sohn, der ihr sein Glück opfere.

Güldene Brockensammlung.

Ich wollt', ich wär ein Vögelein — Könnt' schöne Lieder singen — Sie sollten vor dem lieben Haus — Recht hell und laut erklingen — Ich wollt' ich wär' ein Blümelein — Ständ in des Hauses Garten — Ich tät mit lieblichsüßem Duft — Der Herrin drin aufwarten. — Ich bänd' mit anderen Blümelein — Mich zu 'nem schönen Strauß — Und trüg' mit frohem Morgengruß — Dem Herren ihn ins Haus. — Ich wollt', ich hätt' nen Hühnerstall — Die Hühner legten Eier — Gleich drächt' ich hundert Stück herbei — Wenn in dem Haus 'ne Feier — Ich wollt', ich hätt' ein Schwein geschlacht't — Mit vielen Würst' und Schinken — Die sollten in dem lieben Haus — Mir bald im Schornstein blinken. — Ich wollt', ich wohnte an der Uhr — Wo schöne Reben blühen — Ich würd' mir draus für's liebe Haus — Die besten Weine ziehen. —

Der Leser fragt: Sag einmal an — Wo ist das Haus zu finden — Dem so viel Schönes, Gutes Du — Zur Freude willst verkünden? —

Wohnt in dem Haus wohl deine Braut — Der Treue du geschworen — Vielleicht noch gar dein Mütterlein — Das einstens dich geboren? —

Ach, Leser, du erräst es nicht — Drum will ich es dir sagen — In diesem Hause wohnen die — Die dazu beigetragen —

Daß nun in die Diaspora — Monstranzen viele kommen — Aus Bröckchen, die sie stammten Sinns — Den alten Trutz'n entnommen.

Den Häusern wünsch' ich für dies Jahr — Daß Gott den reichsten Segen — Auf alle, die darinnen sind — Wollt' gnad- und huldvoll legen!

N. N. aus Köln 1 gold. Ring, 3 Mark in Silber, 1 silb. Ring, 15 Mark. Neuß Bonifatiusverein 10 Mark.

Kloster Marienberg, Neuß.

Ungenannt 3 Mark in Silber.
Ungenannt 50 Mark.
Ungenannt von Neuß 1 Fünfmarkstück in Silber.
Ungenannt 50 Mark.
Ungenannt von Neuß 10 Fünfzigpfennigstücke in Silber. 1 Ohrring.
Von Büttgen 1 Fünfmarkstück in Silber und 2 goldene Ringe.
Ungenannt 27 Mark in Silber.

Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind Therese.
Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind Berta.
Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind Anna.
Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind Peter.
Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind Maria Magdalena.

Annahmestelle in Bierfen:
Ehrw. Schwestern im Waisenhaus zu Bierfen
kamen ein:

Von M. F. aus Neuß 1 silberner Eßlöffel.
Ungenannt 5 Mark. 1 Ring, 1 Bröckchen, 50 Pfennigsstück in Silber.
Ungenannt 2 silberne Gäbelchen.
Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind Carl.
Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind Emil.
Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind August.
Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind Martin.
Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind Heinrich.
Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind Sophia.
Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind Wilhelm.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 20. Sonntag, 16. Mai. 1920

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 16. Mai: Johannes v. Nep.
Montag, den 17. Mai: Bruno.
Dienstag, den 18. Mai: Erich.
Mittwoch, den 19. Mai: Emil.
Donnerstag, den 20. Mai: Bernardin.
Freitag, den 21. Mai: Konstantin.
Samstag, den 22. Mai: Julia.

Sonntagslesung.

Du erkundigst dich nach dem Befinden eines Kranken, dem du den Tod keineswegs wünschest; du verteidigest einen Angeschuldigten, von dessen Unschuld du überzeugt bist. Und doch regt sich (wenn du es beobachten willst) vielleicht leise in deinem Herzen die Erwartung, es stehe mit dem Kranken nicht besser; und doch ist es dir vielleicht heimlich nicht zuwider, wenn gegen die Unschuld des Verteidigten noch Bedenken übrig bleiben. Ein schadenfroher Zug schleicht leise durch die Seele oft selbst des Bessern. Ach!

Exerzitienbetrachtungen.

XVII.

Vom Gerichte.

Wir haben den letzten Augenblick des Lebens betrachtet, vergegenwärtigen wir uns heute den ersten Augenblick der Ewigkeit. Sobald die Seele eingetreten ist in dieses unbekannte Land, findet sie sich allein, und zwar allein mit Gott.

Wie selten ist der Mensch hier auf Erden mit sich allein, selbst wenn er der Gemeinschaft anderer entrückt, allein in seinem Zimmer oder seiner Zelle sich befindet! Denn auch da ist meist unser Geist nicht mit sich allein beschäftigt, sondern mit hundert Plänen, Wünschen und Dingen. Man will so gern überall dabei sein, sich in alles mischen, von allem wissen, hören und mitsprechen. Bei Mangel an Dingen von direkt persönlichem Interesse beschäftigen wir uns mit den Angelegenheiten und den Verhältnissen anderer Leute. Wir fürchten das Alleinsein. Wir wissen da nichts mit uns anzufangen. Wir können es nur schwer über uns gewinnen, mit Gott und uns allein zu bleiben.

Daher kommt es, daß die Anschauungen, die Grundsätze, die Gesinnung der Welt uns immer mehr und mehr einnehmen und wir in einer nahezu beständigen Unwissenheit über uns und unser Verhältnis zu Gott uns befinden. Wird das immer dauern? O nein! Es kommt der Tod, die Ewigkeit rückt heran. Man wird seinen Richter zu sehen bekommen. Aug in Aug steht man ihm gegenüber an jenem dies irae-Tage. Wie wird da der Mensch ganz anders denken über die Welt, die er geliebt, über sein eigenes Innere, dem er so wenig Aufmerksamkeit und Sorge zugewandt, über Gott, den er beleidigt, vielleicht schwer beleidigt hat!

Was wird der Mensch denken über die Welt, die er geliebt? Indem der Tod die Bande zerriß, die die Seele mit dem Leibe verbunden, zerstört er zugleich alle falschen Vorurteile und ändert alle Anschauungen, die wir vielleicht bisher gehabt. Man sagt ja wohl, schon in der Sterbestunde träten diese Aenderungen der Anschauungen ein, im Lichte der Sterbekerze mache man sich andere Begriffe vom Leben. Das ist nur zum Teile richtig. Von Verwandten und Freunden umgeben, die weinend unser Sterbebett umstehen, ringend mit körperlichen Schmerzen, oder vollständig erschöpft von Schwäche, die einem jeden Augenblick die Besinnung zu rauben droht, der Kopf von traumhaften Phantasievorstellungen eingenommen, die das angegriffene Gehirn durchjagen, all das läßt kaum ein eigentliches Denken und Nachdenken aufkommen.

Sobald die Seele in die Ewigkeit eintritt, sind alle diese Hindernisse verschwunden, ihr Auge sieht klar wie am hellsten Tage. Und von allen Gedanken, die je im Leben dem Menschen durch den Kopf gegangen, sind nur zwei übrig geblieben: Was habe ich getan und was wird man jetzt mit mir tun?

Was habe ich getan? Mich um die Welt und ihre Gunst bemoben, und nicht bedacht, daß ein Tag kommen würde, wo mir das alles entschlüpft, und nicht bedacht, was dann mir bleibe. Man hat mir so oft gepredigt, diese Welt vergehe mit all ihrer Lust und Herrlichkeit. Ich hab's nicht recht glauben wollen, und nun ist es für mich schon wahr geworden. Man hat mir so oft gesagt, man solle alles unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit betrachten. Wie selten habe ich daran gedacht! Ich Weltkind, sagte ich mir, brauche doch nicht solch mönchische Gedanken zu haben. Und nun stehe ich in der Ewigkeit und es gibt überhaupt keinen anderen Gesichtspunkt mehr, unter dem ich mein vergangenes Leben betrachten könnte.

Aber, was ich geliebt habe in der Welt, woran mein Herz gehangen, wovon ich nicht glaubte, mich trennen zu können, wo ist das alles jetzt? Als mein Lebensschifflein landete im Hafen der Ewigkeit, da wurden all die Güter gelöscht und mein Lebenskahn von all den Dingen geleert. Und was habe ich Sorge gehabt um meinen Leib, was ich essen, trinken, womit ich mich bekleiden würde. Vielleicht habe ich die Sorge für den Leib als Hauptsache, die für die Seele aber als Nebensache angesehen. Und jetzt? Im Grabe hat der der Seele beraubte Leib von all den Dingen kein Bedürfen mehr. Nur ein Kleid ist ihm noch geblieben, der Toten-, als Sommer- und Wintermantel, der keinen Modewechsel mehr kennt, weil du ihn trägst, bis er mit deinem Leibe vermodert ist.

Zu spät werde ich gewahr, daß der Leib nicht der ganze Mensch ist, vielmehr die Seele, und ihr ewiges Heil die Angelegenheit von eigentlich hoher, ja wenn ich sagen soll, einzig ausschlaggebender Bedeutung für mich ist. Wie töricht, nicht das im Auge zu behalten, sondern immer an andere Sachen zu denken?

Warum lasse ich mich denn so einnehmen von den Trugbilden und Täuschungen der Welt und der Eigenliebe mit ihren Leidenschaften, und allem, was sie für sich selber sucht! Wenn ich jetzt noch einmal mein Leben zu beginnen hätte, würde ich ihm nicht wohl eine andere Richtung geben? Wie glücklich würde ich jetzt sein, wenn ich immer Gott als meinen Herrn, Jesus Christus als meinen Freund, die Gnade als meinen größten Schatz festgehalten und in der Entsagung und bußfertigen Gesinnung meinen Frieden gesucht hätte!

Was wird man mit mir tun?' Vor mir sehe ich eine ungeheure Laufbahn ohne Ende. Hier bleibe ich immer. Keine Stunden, keine Tage, keine Jahre gibt es mehr, die meinen Aufenthalt messen und das Ende desselben verkünden. Alles ist fest und unwandelbar. Ewigkeit und immer wieder die Ewigkeit! Nichts ist Vergangenheit, alles Gegenwart. Alles verläuft und nichts entflieht.

Nach tausend Jahren bin ich wie am ersten Anfang. Was mir früher ein Nichts gegolten, das sehe ich jetzt ein, daß es Alles ist. Mein bisheriges menschliches Leben war ein Kinder-

spiel, jetzt beginnt erst der Ernst. Gott schickt sich an, meine ewige Bestimmung zu treffen, zu untersuchen, wo meine Stellung beim Gerichte sein wird, zur Rechten oder zur Linken.

Was und wie werden wir da denken? Gerade wie früher? Sicher nicht. Werden wir das jetzt auch noch geringschätzen, was wir geringgeschätzt haben, das alles noch lieben, was wir früher geliebt, an dem wir gehangen haben? Ich glaube kaum.

Du bist traurig darüber, daß du nicht viel giltst in den Augen der Welt. Wird dich der Gedanke in der Ewigkeit auch noch betrübt machen? Mit welcher Gleichgültigkeit wirst du auf allen Erdendand sehen. Wenn im Leben die Leidenschaft an uns herangetreten ist und uns zu Verbotenem verleitet hat, ob wir dann auch jetzt noch von dem und dem Sündengang, von dem niederen Racheakt, von der und der Unbarmherzigkeit, die den Armen gegenüber uns die habsüchtigen Hände schloß, von dem maßlosen Stolz und der selbstgefälligen Ueberhebung, von dem garstigen Neide gegen andere, von den Ehrabschneidungen und Verleumdungen, mit denen wir den guten Namen des Nächsten angetastet, von den Ungerechtigkeiten, die wir begangen, von der lieblosen Gesinnung, die wir oft Monate und Jahre lang anderen gegenüber unterhalten und gepflegt haben, jetzt vor Gottes Richterstuhl auch noch so denken und an ihnen noch so Freude haben, wie damals, als wir so handelten in unedler Gesinnung und gegen Gottes Gebot?

Ja, was habe ich getan und was wird man mit mir tun? Sicher ist, gerichtet werden wir von einem gerechten Gott. Aber sollen wir nun annehmen, Gott sei ein strenger oder ein milder Richter? Doch wohl das letztere. Denn der uns richtet, ist doch unser Erlöser. Seine hl. Wunden, das Blut, das er für uns vergossen, sein Kreuzestod rufen ihn selbst um Erbarmen für uns an.

Gewiß, wir werden gerichtet nach unseren Werken. Aber wird sein alles durchdringendes Auge in vielen Werken, die böse waren, nicht auch viel Schwäche, viel Verführung, viel Glut leidenschaftlicher Erregung, viele nicht aufgesuchte, sondern schuldlos angetroffene Gelegenheiten, viele fast bezwingende Macht des bösen Beispiels, viel Mangel an guter Erziehung, viele harte Kämpfe mit der ohne unsere Schuld der Erbsünde entstammenden bösen Begierlichkeit sehen?

Alle diese Hemmnisse des Willens erkennt Gott der Herr bis in die letzten Verästelungen, und da nur der freie Wille es ist, dessen Widerspruch gegen Gottes Gebot Gegenstand des Gerichtes sein kann, und dabei seine Barmherzigkeit über alle Gerichte geht, so wird Gott auch als Richter milde sein.

Und haben wir nicht in Maria, der Mutter der Barmherzigkeit, eine so gute und mächtige Fürsprecherin?

Das alles ist Grund zur Hoffnung, auch im Gerichte würde noch Gott uns seine ganze Güte und Liebe zeigen. Nur darf diese Hoffnung nicht in Vermessenheit übergehen, die deswegen zu sündigen fortfährt, eben weil Gott langmütig und barmherzig ist. Denn für einen solchen ginge die Schwäche in Bosheit über und für die Bosheit würde sich folgerichtig im Gericht auch die göttliche Milde in Strenge verwandeln.

Wo ist das Glück?

Aus dem Tagebuch einer 88jährigen.

Wo ist das Glück? So hörte ich dich fragen. — Wo suche ich, daß ich es finden kann; — Das Glück, es läßt sich nicht erjagen, — Denn ach, man trifft es selten an. — Was nennst du Glück in diesem Erdenleben, — Ist's Geld und Gut, nach dem du strebst; — Daß man ein hohes Amt dir gebe, — Daß du zur höchsten Ehre dich erhebst? — Du weißt es kaum, was du von allem wolltest; — Das edle Gold lockt ja den Dieb in's Haus; — Wenn allzeit ängstlich du es hüten solltest, — Dann wär's mit diesem Glücke aus. — Soll dich des Ruhmes Lorbeer schmücken, — Strebt dein Ehrgeiz nach dem äußern Schein; — So laß, mein Freund, dich nicht berücken, — Der Lorbeer welkt und trocknet ein. — Beneid' nie Herrscher auf dem Throne, — Mag heut im Staat auch Friede sein; — Vielleicht wankt morgen schon die Krone, — Der Thron wird morsch und stürzet ein. — Dennoch kannst du glücklich sein im Leben, — Bezähme in dir jede Leidenschaft; — Dann will ich einen Rat dir geben — Wie man das Glück sich selber schafft. — Ein groß Teil Gottvertrauen gieße — Zur Arbeit, die mit Fleiß erfüllt, — Geduld laß langsam dazu fließen, — Doch ja nicht, daß sie überquillt; — Genügsamkeit, viel guter Wille — Leg' noch dazu, mit etwas heit'rem Sinn, — Die Zufriedenheit in reicher Fülle — Die finde sich noch mit darin. — Vergiß nicht das Gebet noch zuzulegen — Und wahre alles in des Herzens Schrein; — Das wirkt in dir des Gottessegen — Und du wirst fortan glücklich sein.

Eine Rede Robespierres und sein Tod.

Die jetzige Revolution hat, zumal was Unglaube und Gottesleugnung angeht, vielfach Aehnlichkeit mit der großen französischen Revolution vor etwas mehr als hundert Jahren. Die damalige Revolution erklärte Gott als abgesetzt und hob eine Schauspielerin als Stellvertreterin der Göttin der Vernunft auf den Altar.

Unter den Revolutionären ist der Name Robespierre mit einiger Schande bedeckt wegen des vielen Blutes, das an seinen Händen klebt. Wie viele hat er verurteilt und unter die Guillotine schleppen lassen. Den Höhepunkt seiner Blutherrschaft erreichte er, als Danton, eines der Häupter der Revolution und Mitgenosse Robespierres, nach dem Willen und den Intrigen dieses seines ehrgeizigen Nebenbuhlers das Schaffot besteigen mußte.

Ob die Voraussagung Dantons, ihn würde das nämliche Schicksal ereilen — was ja auch wirklich eingetroffen ist, ihn erschreckte, oder ob er einsah, die Geister, die er gerufen, könne er nicht mehr bannen, und wenn das Volk nicht zur Religion zurückkehre, werde es in den Abgrund geraten, genug, dieser gottesleugnerische Revolutionär hielt am 7. Mai 1794, nicht lange nach Dantons Tode, im Konvent eine lange Rede, in der sich folgende Stellen finden:

„Tugend und Laster bestimmen das Schicksal der Welt; sie sind zwei Geister, die sich stets bekämpfen. Je nachdem sich der Mensch nach dem einen von ihnen richtet, erhebt er sich zum Himmel oder sinkt in den Abgrund des Schlammes." Wer hat euch den Auftrag gegeben, dem Volk zu verkünden, daß es keinen Gott gibt, die ihr euch für die trockene Lehre des Atheismus erhitzet!

Welchen Vorteil habt ihr, wenn ihr den Leuten einredet, eine blinde Kraft leite ihre Schicksale und treffe zufällig das Verbrechen oder die Tugend, und die Seele sei nur ein leichter Hauch, der am Eingang des Grabes verweht? Wird der Gedanke seines Nichts dem Menschen reinere und erhabenere Gefühle einflößen, als die Idee der Unsterblichkeit? Wird sie ihm mehr Achtung vor seinesgleichen und vor sich selbst, mehr Hingebung für das Vaterland, mehr Abscheu vor der Wollust einflößen?

Ihr, die ihr einen tugendhaften Freund beklagt, ihr erfreut euch am Gedanken, daß der bessere Teil seines Wesens dem Tode entronnen ist. Ihr, die ihr da weinet am Grabe eines Sohnes oder einer Gattin, werdet ihr getröstet von dem, der euch sagt, daß von ihm nichts mehr übrig ist, als ein gemeiner Staub?

Ihr Unglücklichen, die ihr unter den Streichen eines Mörders endet, ist nicht euer letzter Seufzer eine Berufung auf die göttliche Gerechtigkeit? Vor der Unschuld auf dem Schaffot erbleicht der Tyrann auf seinem Triumphwagen; hätte sie wohl die Macht wenn das Grab den Unterdrücker und den Unterdrückten gleich machten?

Unglückselige Wortverdreher, mit welchem Rechte entreißet ihr der Unschuld das Szepter der Vernunft, um es in die Hände des Verbrechers zu legen, um einen traurigen Schleier über die ganze Natur zu werfen, im Unglücke zu verzweifeln, an dem Laster sich zu erfreuen, die Tugend als verächtlich hinzustellen und die Menschheit zu entwürdigen!

Je mehr ein Mensch mit tiefem Gefühl und mit Geist begabt ist, umsomehr schätzt er die Ideen, die sein Leben groß machen und sein Herz erweitern. Der Glaube an ein höchstes Wesen und an die Unsterblichkeit der Seele ist eine beständige Berufung an die Gerechtigkeit. Es fordert also das Leben der Gesellschaft und der Republik.

Das religiöse Gefühl prägt den Geistern das Bewußtsein ein, daß die Gebote der Sittlichkeit eine höhere Weihe haben, als menschliche Gewalt. Auch kenne ich keinen großen Gesetzgeber, der darauf abzielte, die Gottlosigkeit national zu machen.

Wer die Gottheit im sozialen Leben ersetzen würde, wäre in meinen Augen ein Wunder von Genie; und wer, ohne sie ersetzt zu haben, sie aus dem Geist der Menschen verbannen wollte, käme mir als ein Ausbund von Dummheit und Verkehrtheit vor."

Die Rede erregte in Frankreich und in Europa das höchste Aufsehen, sie erschien als eine Tat, eine Krisis, die eine neue Aera der Revolution anbahne. Aber es war zu spät. Man kann nicht den Glauben an Gott ohne weiteres befehlen, wenn man ihn zuvor den Menschen aus dem Herzen gerissen hat.

Die Hoffnung auf ein Ende des Schreckens ging nicht in Erfüllung. Im Gegenteil, nachdem nach Dantons Tode die öffentliche Gewalt in den Händen Robespierres vereinigt war, trat er so recht als Tyrann und Diktator auf. Die Hinrichtungen nahmen zu, aber im Konvent auch immer mehr die Abneigung gegen Robespierre, da niemand seines Lebens mehr sicher war.

Nach einigen aufregenden Sitzungen brach eines Tages im Beratungssaale der Sturm gegen Robespierre und seinen Anhang los. Robespierre ward unter einer Bank mit zerschmetterten Kinnladen hervorgezogen und auf einer Bahre weggetragen. Auf dem Wege rief ihm einer der Patrioten höhnisch zu: „Ja, Robespierre, es gibt ein höchstes Wesen."

Am folgenden Tage um fünf Uhr kamen die Henkerkarren. Die sie begleitenden Gendarmen deuteten mit der Degenspitze auf den Hauptschuldigen, Robespierre, der mit verbundenem Kopfe auf dem ersten Wagen saß. Eine Frau hielt den Wagen an, stieg auf das Rad und rief Robespierre zu: „Ungeheuer! Dein Tod macht mich trunken vor Freude! Ich verfluche dich im Namen aller Frauen und Mütter, steige, von ihren Flüchen erdrückt, in die Hölle hinunter."

Auf dem Schaffot riß der rohe Henkersknecht Robespierre den Verband ab, die Kinnlade fiel herunter. Der Unglückliche stieß

einen gellenden Schmerzensschrei aus, der mit Jubel vom Volke erwidert wurde. Niemand hatte Mitleid mit ihm. Das Beil knackte, der Henker zeigte das gräßlich aussehende Haupt des Tyrannen dem Volke, das mehr als eine Viertelstunde in einemfort klatschte.

Ein maßloser Jubel erscholl und hallte durch ganz Frankreich. Leute, die sich bisher nicht gekannt, fielen sich auf offener Straße in die Arme und einer rief dem andern zu: Frankreich ist gerettet!

Und auf den Tyrannen selbst machte man die witzige Grabschrift:

Passant, qui que tu sois, ne pleure pas mon sort,
Si je vivais, tu serais mort.

Wandrer, wer du auch seiest, beklage nicht meinen Tod,
Denn lebte ich, sähest du nicht mehr ein Morgenrot.

Lerne gehorchen.

Zelter, ein berühmter Komponist und Direktor der Singakademie in Berlin, hatte dem Enkel Göthes als Denkspruch ins Stammbuch geschrieben: „Lerne gehorchen." Göthe, als er das Buch durchblätterte und unter vielen sentimentalen Ergüssen dies Wort erblickte, rief aus: „Das ist doch das einzig Vernünftige in dem ganzen Wust."

Der Spiegel.

Unsere Leserinnen könnten beim Blick auf diese Ueberschrift gleich denken: das ist wahrscheinlich wieder ein Kapitel für uns, wahrscheinlich über die Eitelkeit. Gewiß wäre viel über den Spiegel zu sagen, ebenso wie über die Mode, aber Predigten über beide Dinge sind unnütz: der Spiegel wird immer weiter zu viel gebraucht, und die Mode immer von neuem mitgemacht.

Dazu ist doch der Gebrauch des Spiegels nicht so ganz zu verwerfen. Die Nönnchen haben ihn ja nicht nötig, denn die Hülle rahmt die Gesichter ein und die sitzt wie ein Kindermützchen von selbst. Aber eine Dame, was macht die mit ihren Haaren ohne Spiegel? Er ist ihr von solcher Bedeutung, daß viele von ihnen, wenn sie ihn zu Hause ausgiebig gebraucht, sie doch genau beim Gang durch die Straßen wissen, wo irgend ein Spiegelglas oder eine blank geschliffene schwarze Marmorplatte als Türeinfassung sich findet, die ihr Bild zurückwerfen.

Uebrigens sollte man wirklich bei einzelnen, zumal Frauen, die ihr Schäfchen im Trockenen, d. h. einen Mann haben, sogar wünschen, sie möchten den Spiegel etwas mehr gebrauchen; denn genügend Sorgfalt auf sein Aeußeres zu legen, ist nicht nur nicht fehlerhaft, sondern sogar Pflicht, und wenn man von einzelnen Heiligen liest, sie hätten sich in dieser Beziehung arg gehen lassen, so ist das weder zu bewundern noch nachzuahmen.

Doch, wie gesagt, von diesem Spiegel von Glas mit hinterlegtem Queckfilber wollen wir nicht reden.

Fragen wir, was ein Spiegel eigentlich ist, so lautet die Antwort: Ein Instrument, das uns zeigt, wie wir sind. Aeußerlich oder innerlich! Die gewöhnlichen Spiegel von Glas haben es nun nur mit der äußeren Erscheinung zu tun. Bei unserer Erörterung aber denken wir an einen Spiegel, der unser Inneres wiedergibt, an einen Seelenspiegel.

Man könnte sagen: einen solchen gibt es ja nicht, und es ist gut, daß es keinen solchen gibt, denn in einen Spiegel können ja mit uns auch andere sehen und gerade, wie wir, alles bemerken, was an unserer Kleidung, an unserm Haarputz etc. in Ordnung oder in Unordnung ist. Das wäre aber doch wahrhaftig nicht wünschenswert, daß es einen Seelenspiegel gäbe, in dem Freund und Feind, Vater und Mutter, Verwandte und Bekannte alles lesen könnten, was ich denke, wünsche, verlange.

Aber gerade diese treuen Freunde und Freundinnen, diese deine gute Mutter und dein braver Vater, die sollen selbst dein Seelenspiegel sein, sie sollen dir nämlich ehrlich ihre Meinung über dein Tun und Lassen sagen und dich auf deine Fehler aufmerksam machen. Solche Seelenspiegel sind uns allen sehr notwendig; und wohl dem, der in einem Freund, in lieben Eltern und Geschwistern, in seinem Beichtvater einen solchen Seelenspiegel besitzt, und nun ihn auch gut benutzt. Aber da hapert es.

Wie gern man den Spiegel von Glas in Benutzung und sogar auf die Elektrische mit in sein Täschchen nimmt, die genannten Seelenspiegel behagen einem nicht. Und doch sollte man sich freuen, wenn man einen solchen gefunden hat.

Wenn ein junges Mädchen zu Hause einen Spiegel hätte, der ihm sein Gesicht ganz rein zeigte, wenn es schmutzig ist, wie das eines Kaminfegers, und das Haar fein geplättet, wo es doch ganz rauh und verwurstelt ist, es würde in der nächsten Minute den falschen Spiegel in Scherben schlagen. Nun aber läßt sich dasselbe Mädchen von anderen allerhand Schmeicheleien sagen, die Fehler, die es macht, entschuldigen und beschönigen, sich belobigen sogar wegen Dinge, die jeder gute Mensch sündhaft findet, sich durch leere Komplimente betrügen. Kommt aber Vater und Mutter und machen das Töchterchen auf seine Fehler aufmerksam, dann heißt es gleich: Ach, die Alten, die gönnen einem auch kein Vergnügen, vergessen, daß sie selber jung gewesen, wissen nicht, daß wir jetzt in einer aufgeklärteren Zeit leben, wo man vom Leben und seinem Genuß andere Anschauungen hat.

Und wenn erst ein Beichtvater ein wenig ernst so einem leichtsinnigen Zierpüppchen ins Gewissen redet, dann kann das Mädchen wohl wenig sein ihrer gleichgesinnten Freundin vermelden: der wäre ein Grobian, zu dem gehe es nicht mehr.

Es wäre gewiß nicht recht, wenn ein Beichtvater bei allem Ernst der Ermahnung nicht eine Form wählte, die nicht kränkt, aber die Kränkung liegt für solche Personen meist in dem Sagen der Wahrheit, die sie eben nicht hören wollen.

Du Törin, auf allen Kaffee- und Teekränzchen unterhält man sich öffentlich über deine Untugenden, und unter vier Augen, unter dem Spiegel der strengsten Verschwiegenheit willst du dir nichts über sie sagen lassen.

Du hast vielleicht zu Hause ein Komplimentierbüchlein, ein Buch vom guten Ton, worin du findest, wie und wann und welche Komplimente man macht. Ich würde dir anraten, dir ein kleines Fehlerbüchlein anzuschaffen und darin aufzuschreiben, welche Untugenden du an dir findest, oder andere an dir merken, um daraus dir einen Seelenspiegel anzufertigen, der dir spiegelblank vor Augen hält, wie du bist.

Aus dem Leben eines Dorfarztes.

Aus dem Tagebuch einer 88jährigen.

Matt erhellt von einer Lampe Schimmer — Sitz' ich einsam hier in meinem Zimmer; — Heute bei der Jahreswende — Den Kopf gestützt in meine Hände, — Denk' ich an eine Winternacht — Die einst ich grauenvoll durchwacht. — Auf meinem Pferd nach Dorfexzi Sitten — War nachts ich durch den Wald geritten; — Mein treuer Hund trollt hinterher — Als ob er's laufen müde wär'. — Kein Mondlicht, keine Sterne glüh'n, — Wie rasend braust der Sturm dahin; — Hier fällt ein Stamm, dort bricht ein Ast. — Doch voran ging es ohne Rast — Ich wollt' das Ferne Dorf erreichen. — Dort lag ein Weib, mit allen Zeichen — Hatte der Tod, welch höf Geschick — Der Kranken schon in's Aug geblickt. — Hoch lag der Schnee, auf allen Wegen, — Auch auf den Moor, das dort gelegen; — Wohin, woher? Ich war verwirrt, — Ich hatte mich im Wald verirrt. — Da lenkte ich auf gutes Glück — Mein Pferd rechts, links und dann zurück; — Doch plötzlich sank es ein im Schnee, — Ich schrie laut auf vor Schreck und Weh. — Mein Rufen lich im Wald verlor, — Mein Pferd war bis zum Bauch im Moor; — Nicht vor- noch rückwärts zu bewegen, — Ich selber konnt kein Glied mehr regen; — Jedoch mein Hund, das treue Tier, — Umkreiste heulend das Revier, — In Todesqual und bangen Sorgen — Ergraute endlich doch der Morgen. — Drei Männer kamen, Holz zu fällen, — Die hörten weit des Hundes Bellen; — Sie traten fast zugleich hervor — Und sah'n mit Schrecken auf das Moor. — Ich stand nun auf des Pferdes Rücken — Und bat, Gott, laß die Rettung glücken. — Die Männer legten Aest und Zweige, — So daß ich konnt' darüber steigen. — Ich war gerettet und sagt Gott Dank, — Indeß das Pferd in die Tiefe sank. — Für glückliche Rettung und lohnenden Sold — Gab ich den Braven die Börse mit Gold; — Sie gaben Geleit mir zum Walde hinaus, — Der Hund sprang fröhlich bellend voraus — Als ich dann glücklich zu Hause war, — War weiß vor Schreck mein dunkles Haar. — Wenn immer beschließt das Jahr die Runde, — Denk' ich an jene entsetzliche Stunde.

Mads und Christine.

Eine Seemannserzählung von Gerit Eller.

An der Südküste von Jütland liegt die kleine dänische Insel Hans. Von den Wogen der Nordsee umbraust, liegt hier das Schiffswerft, ein zum Schiffbau bestimmter Platz mit seinen zur Ausbesserung der Schiffe dienenden Docks. Es ist die Insel der Seeleute, der Fischer, der reichen Schiffsbauer, der Schifferjungen, die die Seemannsschaft praktisch erlernen wollen, der Matrosen, die die Schiffe bedienen und vieler Hausväter, die bei dem Schiffsbau tätig sind.

Auf dieser Insel wohnte in Nordby nahe am Strande der Fischer Jansen mit seiner einzigen Tochter Christine. Er hatte sich eine kleine Bretterhütte gezimmert, nicht weit von der Ausgangspforte des Schiffswerftes. Es wurde unter seinem Fischerhandwerk durch diese Lage seiner Hütte ihm noch ein besonderes kleines Verdienst. Der Schiffsbauer Siedberg nämlich, der Jansen als nüchternen, zuverlässigen Mann kannte, hatte ihm das Amt eines Aufsehers übertragen mit der Aufgabe, ein wachsames Auge auf den Arbeitseifer der bei dem Schiffbau beschäftigten Leute zu haben und Buch über des Zuspätkommen und die von Einzelnen überversäumten Stunden zu führen.

Jansen fing schon an zu altern, aber als Fischer hatte er doch immer noch den einen Wunsch, ein neues hübsches Boot für die Fischerei in der Nordsee zu besitzen. Aber er hatte nicht Geld genug, um eins bauen zu lassen und darum gab er sich gerne dem hoffnungsfreudigen Gedanken hin, wenn Christine einen tüchtigen, etwas vermögenden Mann bekäme, könnten sie sich zur Hälfte in die Kosten des Baues teilen und gemeinschaftlich die Fischerei betreiben.

Christine war ein braves, folgsames Mädchen, geschickt zu allem, dabei freundlich und hilfsbereit, so daß alle sie gern hatten. Sie hatte nur den einen Fehler, daß sie Mads Knap gut war, der doch nichts taugte, so pflegte man wenigstens von ihm zu sagen, denn er war ein armer Kerl und konnte nur schlecht für sich reden. Wie oft gehts im Leben so. Die Charakterfehler werden vorgerückt und die guten Seiten des Charakters werden übersehen. Mads war eine echte Seemannsnatur, herb wie